Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 45 Bremen-Berlin, den 5. November 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Zum Reformationsfest. Von Baars. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. I. Von Prof. D. Baentsch. — Der XXII. Deutsche Protestantentag in Berlin. II. Von Baars. — Antwort auf den Brief eines Haeckelianers. Von Gebhardt. — Der Verdruß des Jesuiten. Von Urbain. — Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte. Von Lic. Dr. Becker. — Vom Büchertisch.

Zum Reformationsfest.

Joh. 18, 37.

Durch unsere Protestantenherzen bebt heute Kampfesstimmung, trutzig und begeisterungsvoll klingt durch die Gemeinde das gewaltige Lutherlied: „Ein' feste Burg" und reißt uns alle unwiderstehlich mit. Auf den Kanzeln ertönt manch kräftig Wörtlein gegen Rom und seine freiwilligen oder unfreiwilligen Helfershelfer; und von des Glaubens rechter Art werden viele Prediger zu ihrer Gemeinde reden. Das ist gut so und auch notwendig in unserer Zeit, wo die ultramontane Gefahr immer drohender wird und es an der Erkenntnis dieser Gefahr noch so sehr mangelt, wo im Namen des rechten Glaubens so viel echter Glaube als Unglaube gebrandmarkt wird. Ein heller, weithin schallender Drommetenton muß am Reformationstage durch die protestantische Welt und darüber hinaus erschallen, damit er die Schläfer wecke und Zurückhaltende, Zagende aus ihrer Reserve herausscheuche.

Aber das alles ist nicht die Hauptsache. Für den ehrlichen, ernsten Beobachter unserer kirchlichen Zustände tönt ein häßlicher Mißklang immerfort mit. Er kann keine rechte Freude an dem Singen und Reden, an der Festbegeisterung haben, denn er vermißt so vielfach die Wahrhaftigkeit darin.

Der Kirche begegnet wachsendes Mißtrauen, ihren Geistlichen tritt offener Haß, oft schlecht verhohlene Verachtung entgegen. Christliche Frömmigkeit steht bei sehr vielen, bei Gebildeten wie Ungebildeten, nicht in großem Ansehen. Ist das wirklich Unglaube, wie man so oft in geistlichen Reden und Schriften hört und liest? Oder sollte die vorhandene Tatsache nicht zum Nachdenken zwingen?

Luther ist einst im Namen der Wahrheit gegen die Kirche und ihre Priester aufgetreten, er hat am Ende nichts anderes verlangt, als daß die Frömmigkeit wahrhaftig sei, aus der Überzeugung quelle. Er hat verlangt, man solle ihn aus der Schrift mit „hellen Gründen" widerlegen. Ist der Vorwurf nicht leider sehr berechtigt, daß auch in den Kirchen der Reformation von solchen „hellen Gründen" nur recht sparsam Gebrauch gemacht wird? Luther hat im Vertrauen auf den Geist der Wahrheit gewagt, sein Volk von dem Gängelbande des Papsttums frei zu machen; freie Menschen erträgt die Kirche, die am Reformationsfeste seinen Glauben, seinen Mut rühmt, recht unwillig und wenn sie auf der Kanzel stehen, nur in seltenen Ausnahmen. Luther hat dem Kaiser und aller weltlichen Macht Trotz geboten, seine feste Burg ist Gott allein gewesen, heute achtet man auch in dem Protestantismus sorgfältig und ängstlich auf den Wind, der von oben kommt. Luther hat gefordert, daß man die Schrift daraufhin prüfe, ob sie „Christus treibe", heute wagt man nur zaghaft, ehrlicher Kritik ein Recht auf die Bibel zu geben. Vorurteilslose Wissenschaft darf die Theologie beileibe nicht werden. Eine Protestationskirche hat man zu Speyer gebaut, aber nicht den Mut gehabt, bei ihrer feierlichen Einweihung auch einem Vertreter des freien Protestantismus das Wort zu geben. „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt", das ist eine schier abgedroschene Phrase geworden, aber wenn der Protestantentag mit Mut und Glaubensfreudigkeit den großen Problemen der Gegenwart ehrlich näher tritt, schreit man „Pfui", spottet oder bekreuzigt sich. Und das ist die Kirche, welche Jesu gewaltiges Wort in ihrer Bibel liest: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme!"

Fast scheint es, als ob mehr Wahrhaftigkeit bei den „Ungläubigen", den Unkirchlichen, den Gegnern des Christentums vorhanden sei, als bei denen, welche sich ihres christlichen Glaubens rühmen. Die meisten wagen es gar nicht, ihren Glauben zu prüfen, ihn in das helle Licht wissenschaftlicher Erkenntnis zu stellen aus Furcht, Schiffbruch zu leiden. Darum möchte man am liebsten sich und seine Kinder vor dem frischen Luftzug der Aufklärung bewahren, man läßt sie im Religionsunterricht ruhig in den Lehren einer längst überwundenen Weltanschauung unterrichten, dreht und deutelt höchstens mehr oder minder geschickt an den biblischen Erzählungen herum und wundert sich dann, wenn nachher im Leben das alles wie wertloser Urväterkram in die Ecke gestellt wird oder wie welkes Laub abfällt. Wundert sich, daß mit dem morsch oder wurmstichig gewordenen Gefäß dann auch Glaube, Religion, Gott über Bord geworfen wird. Es geht hier gerade so wie auf dem sittlichen Gebiet. Man wagt nicht aufzuklären, erzählt, anstatt die Wahrheit zu sagen, kindische Märlein und ist entsetzt, wenn dann der Jüngling dem ersten Ansturm der Versuchung erliegt.

Ist unser Glaube Kraft? Hält er uns aufrecht in Tagen der Trübsal? Giebt er uns Halt in Kämpfen und Zweifeln? Macht er unser Auge klar, den Mut fröhlich, das Herz warm und die Hände willig zum redlichen Wirken? Mit einem Worte: Ist er Leben und lebendig machend, das „geschäftige Ding", wie Luther ihn nannte? Und wenn auf solche Fragen kein frisches, helltönendes „Ja" kommen will, haben wir schon ernstlich darüber nachgedacht, woran das liegt? Aber man traut sich nicht so recht an diese ungewissen religiösen Dinge. Über Glaubenssachen muß man

nicht nachdenken oder gar disputieren. Das könnte Unruhe bringen, unliebsame Feststellungen von Schäden und Unhaltbarkeiten. „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" — ja, das ist eine — schöne Melodie, aber besser ists doch, man beschwört die Teufel nicht. „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Und Du wagst nicht, das Gebäude Deines Glaubens bis auf die Fundamente zu untersuchen in der unsicheren Hoffnung, daß es für Dein Leben noch aushalten würde. Bist bange, daß Du genötigt sein könntest, irgend ein behagliches Eckchen darin aufgeben, oder an einen Neubau denken zu müssen.

Immer wieder ziehst Du Grenzen, welche die Wissenschaft, die Kritik, das moderne Denken respektieren soll, immer wieder höre ich aus Deinem Munde: Ja, wenn das nicht mehr wahr ist, wenn auch hier kein sicherer Boden mehr ist, wenn wir auch hier im Dunkeln tappen, dann . . . . .

Wahrhaftigkeit! Mit keiner Lüge, wenn sie auch noch so salonfähig erscheint, dürfen wir unser Glaubensleben belasten. Wahrheit muß das erste und oberste Gesetz für uns sein. Und müßten wir manches Liebe, manches Schöne opfern, müßten wir aus unserm Herzen noch viel herausreißen, das uns aus früheren Tagen als wertvolles Gut erscheint, müßten wir auch anderen weh' tun — es hilft nichts. Wollen wir das Recht und ein gutes Gewissen haben, von unserem Glauben zu reden, soll protestantische Frömmigkeit wieder zu Ehren kommen, — dann darf niemand mehr mit Recht den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit erheben dürfen. Daß ers heute nicht dürfe, wer möchte das behaupten?

Wir brauchen uns vor der Wahrheit nicht zu fürchten. Wir habens erfahren und werdens wieder erfahren, daß die Wahrheit frei macht und — fromm. „Wer aus der Wahrheit ist, der höret Gottes Stimme!"

Vegesack. Baars.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. I.

Die Frage nach Herkunft und Alter des israelitischen Monotheismus ist durch den Babel-Bibel-Streit von neuem aufgerollt worden. Die alttestamentliche Wissenschaft hat davon einen nicht unwillkommenen Anlaß genommen, ihre bisherigen Aufstellungen über diesen in religionsgeschichtlicher Beziehung so überaus wichtigen und speziell für die Beurteilung der Religion Israels so stark ins Gewicht fallenden Punkt von neuem zu prüfen und sich dabei mit manchen neuen Theorien auseinanderzusetzen. Hat diese Auseinandersetzung nun auch je länger je mehr gezeigt, daß die alttestamentliche Theologie nicht den geringsten Grund hat, vor dem Ansturm der Babyloniologen und Assyriologen, deren Vertrautheit mit religionsgeschichtlichen Problemen sich hier keineswegs immer als auf der erforderlichen Höhe stehend bewährt hat, das Feld zu räumen, so hat sie doch in mancher Beziehung zu erwünschter Klärung und Vertiefung unserer Kenntnisse, vor allem zu immer schärferer Fassung der hier vorliegenden Probleme geführt. Dazu sind in der Diskussion so viel neue und interessante Momente zu Tage getreten, daß es gerechtfertigt erscheint, auch einen weiteren Leserkreis mit den neuesten Erörterungen über dieses hochwichtige Thema bekannt zu machen. Was den Verfasser aber ganz besonders veranlaßt, die folgenden Ausführungen einem weiteren Leserkreise vorzulegen, sind die scharfen Angriffe, die jüngst Friedrich Delitzsch in seinem zweiten Vortrage über Babel und Bibel gegen den israelitischen Monotheismus gerichtet hat. Diese Angriffe, die bei der geschickten, von Tendenz leider nicht frei zu sprechenden Auswahl der Belegstellen vielfach großen Eindruck gemacht haben, beruhen am letzten Ende auf einer starken Verkennung des eigentlichen Wesens des israelitischen Monotheismus. Die wirksamste und zugleich würdigste Widerlegung dieser Angriffe sieht Verfasser daher in einer möglichst klaren und eingehenden Darlegung des Wesens dieses Monotheismus, dessen genaue Kenntnis allein eine Würdigung seiner Größe und eine gerechte Beurteilung seiner Schwächen ermöglicht.

I.

Die Frage, über die man sich zuerst wird Klarheit verschaffen müssen, ist die, ob der israelitische Monotheismus eine spezifisch israelitische Erscheinung darstellt, oder ob wir in ihm ein Erbe aus altsemitischer Zeit, oder gar ein fremdes Gewächs zu sehen haben, das von dem Boden einer fremden Religion auf den Boden der israelitischen Religion erst verpflanzt ist. Nachdem Renans bekannte, auf den ersten Blick sehr bestechende These von dem monotheistischen Instinkte aller Semiten als mit den religionsgeschichtlichen Tatsachen unvereinbar ihre wohlverdiente Ablehnung gefunden hatte, galt es so ziemlich als ausgemacht, daß wenigstens innerhalb der semitischen Religionen des Altertums der monotheistische Gedanke allein der Religion Israels eigentümlich gewesen sei. Man stritt jetzt nur darüber, ob dieser Gedanke hier als das Ergebnis eines langen religionsgeschichtlichen Prozesses zu begreifen sei, oder ob er als eine unmittelbar offenbar gewordene Wahrheit bereits im Anfange der israelitischen Religionsgeschichte (sei es nun im mosaischen Zeitalter oder gar schon in der sogenannten Patriarchenzeit) seinen Platz zu beanspruchen habe. Die früher so beliebte Uroffenbarungs-Hypothese, die den monotheistischen Gottesglauben bereits den ersten Menschen offenbart sein läßt, hat, wie bekannt sein dürfte, in den letzten Jahren immer mehr Anhänger verloren; die wenigen, die ihr treu geblieben sind, glauben aber doch anerkennen zu müssen, daß, während die gesamte übrige Menschheit den monotheistischen Gottesglauben mehr oder weniger preisgegeben und sich in Abgötterei verloren habe, Israel allein diesen Glauben in seiner ursprünglichen Reinheit bewahrt und in die Zeit des allgemeinen Niederganges hinübergerettet habe. So wird denn auch von diesem Standpunkte aus der Monotheismus zu Israel in eine zwar nicht ausschließliche, aber doch spezifische Beziehung gesetzt.

Gegenüber dieser Auffassung, nach der der Monotheismus mehr oder weniger als ein Monopol der israelitischen Religion erscheint, hat nun neuerdings die Assyriologie in zweien ihrer namhaftesten Vertreter gewichtigen Einspruch erhoben. Friedrich Delitzsch und Hugo Winckler[1]) sind eins in der Bestreitung der Meinung, daß der monotheistische Gedanke speziell auf dem Boden der israelitischen Religion erwachsen sei oder (wie besonders Winckler betont) auch dort nur erwachsen sein könne. Sie gehen aber in bemerkenswerter Weise auseinander, sobald es sich darum handelt, die Herkunft des monotheistischen Gedankens nachzuweisen.

Nach Delitzsch soll der Zug zum Monotheismus nicht bloß für die Israeliten, sondern für eine ganze Semitengruppe, aus der nach ihm die Israeliten allerdings hervorgegangen sind, charakteristisch sein. Er denkt dabei speziell an die mit Vorliebe so genannte kanaanäische Semitengruppe,[2]) die etwa seit der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends von Arabien aus die nördlich davon gelegenen Kulturländer überschwemmte, sich teils in Babylonien, teils in Syrien und Kanaan festsetzte, in einem ihrer Zweige sich wahrscheinlich sogar nach Ägypten und nach der nordafrikanischen Küste hinzog, und deren letzter Nachschub durch die Hebräer repräsentiert sein soll.[3]) Speziell für diese Gruppe soll nun

[1]) Man könnte hier den Namen Hommels vermissen, der in seinem bekannten Werke „Die altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung". München, Lukaschik 1897, für einen südarabischen Monotheismus eingetreten war. Hommel hat seine Anschauung jetzt aber etwas modifiziert. Bei der Besprechung des vormosaischen Zeitalters wird auf Hommels Arbeiten näher einzugehen sein.

[2]) Sie heißt so, weil uns ihre Repräsentanten in Kanaan zuerst bekannt geworden sind.

[3]) Vgl. hierzu Hugo Winckler „Die Völker Vorderasiens" (a. u. d. T. „Der Alte Orient" I. Nr. 1). Zu beachten ist, daß die Hebräer von anderer Seite nicht zu der Kanaanäergruppe gerechnet werden. Hommel rechnet sie zu den Arabern.

nach Delitzsch die Gottesbezeichnung El charakteristisch gewesen sein. Indem er nun, eine mehr sinnige als richtige Etymologie De Lagardes wieder aufnehmend, die Gottesbezeichnung El mit der semitischen Präposition 'el = „zu, hin" in Zusammenhang bringt, deutet er El als „Ziel" (scil.) aller Menschensehnsucht und alles Menschenstrebens. Da nach Delitzsch dieses Ziel der Natur der Sache nach aber nur ein einziges sein kann, gewinnt er in der Gottesbezeichnung El ein auf den ersten Blick allerdings gewichtiges Argument für den monotheistischen Grundzug der Religion der kanaanäischen Semitengruppe. Mit dieser Argumentation hat Delitzsch nun aber recht wenig Beifall gefunden und zwar mit Recht.[4]) Denn ganz abgesehen davon, daß das Recht, die Gottesbezeichnung El ausschließlich für die sogenannte kanaanäische Gruppe in Anspruch zu nehmen, bestritten werden kann, — läßt sie sich doch auch bei den Aramäern und Arabern belegen — leidet seine etymologische Erklärung von El an innerer Unmöglichkeit. Denn ein mit der Präposition 'el zusammenhängendes Nomen 'El kann wohl das Streben nach etwas hin, das Hingerichtetsein nach irgend einem Ziel oder konkret „etwas Hingerichtetes", aber nicht wohl das Ziel, auf das ein Streben gerichtet ist, bezeichnen, vergl. hierzu die Ausführungen von P. Jensen in der „Christlichen Welt" XVI. (1902) Nr. 21 Sp. 493 f. und meinen Aufsatz in den „Protestantischen Monatsheften" VI., 287 ff. Damit fällt denn aber die ganze Hypothese Delitzschs in sich zusammen. Aber selbst, wenn seine Deutung von 'El auch nur diskutabel wäre, leidet diese Hypothese doch noch immer an Schwierigkeiten. Wie will z. B. Delitzsch erklären, daß gerade die kanaanäische Semitengruppe im Unterschiede von der arabischen und aramäischen eine so besondere monotheistische Beanlagung besessen habe? Wie will er es weiter erklären, daß diese kanaanäischen Semiten trotz ihrer angeblichen monotheistischen Beanlagung uns überall, wo wir ihnen begegnen, als Polytheisten entgegentreten? Wenn die nach Babylonien eingewanderten Kanaanäer dort sehr bald in den krassesten Polytheismus versanken, was Delitzsch ja selbst zugibt, so kann es mit ihrer Sehnsucht nach dem Einzigeinen doch wohl nicht weit her gewesen sein. Dasselbe gilt dann aber auch von den notorisch polytheistischen eigentlichen Kanaanäern, den Phöniziern, den Carthagern und wie die Repräsentanten dieser Semitengruppe alle heißen mögen. Wenn diese alle aber im polytheistischen Heidentum geendet haben, wie kommt es da nun in aller Welt, daß einzig und allein in den Israeliten dieser monotheistische Zug sich lebendig erhielt und im Laufe der Jahrhunderte sich kräftig auswirkte? Hierauf bleibt uns die Kanaanäer-Hypothese von Delitzsch die Antwort schuldig, und wir sind trotz ihrer jetzt gerade so klug wie zuvor. Wir können demnach nicht sagen, daß sie uns auch nur einen Schritt weiter gebracht hat.

In ganz anderer Weise hat Hugo Winckler (in der dritten Auflage von Eberh. Schrader, „Die Keilinschriften und das Alte Testament", Berlin, Reuther & Reichard, S. 208 ff.) die Frage anzufassen versucht. Nach ihm sind weder Juda noch Israel reif genug gewesen, die monotheistische „Lehre" aus sich hervorzubringen. Denn der Monotheismus als „Lehre" habe nur dort seine Formulierung empfangen können, wo ein hochentwickelter Polytheismus zu ihm als zu seiner nächsten Entwicklungsstufe führen mußte, indem die Tatsachen der Kulturwelt nicht mehr mit ihrer alten Erklärung, eben dem bisherigen Polytheismus, sich vereinigen ließen. Danach könne die monotheistische „Bewegung" nur von den Mittelpunkten des geistigen Lebens im alten Orient, d. h. vor allem von Babylonien und von Ägypten aus, aber keineswegs von dem kulturell tiefststehenden Juda oder Israel, das zudem bei dem Mangel eines reichen Götter-Pantheons gar nicht über die Voraussetzung für Bildung der monotheistischen Lehre verfügte, seinen Ausgang genommen haben. Juda und Israel hätten diese monotheistische Bewegung vielmehr nur aufgenommen und in einer für ihren eigenen Werdegang wie für die Entwicklung der monotheistischen Idee bestimmend gewordenen Weise weitergebildet. Indem die israelitische Vätersage Abraham zu Babylonien und Joseph zu Ägypten in Beziehung setze, wolle sie zum Ausdruck bringen, daß Juda und Israel in seinem Gottesglauben von Babylonien und Ägypten her in grundlegender Weise bestimmt sei.

Wie Delitzschs, so hat auch Wincklers Hypothese von seiten der alttestamentlichen Theologen eine fast runde Ablehnung erfahren. Seit wann, so hat man gefragt, pflegen denn mächtige religiöse Bewegungen von den großen Zentren der weltlichen Kultur und Wissenschaft auszugehen? So wenig es denkbar sei, daß heute etwa von Paris oder Berlin eine religiöse Bewegung mit schöpferischer, befruchtender Kraft in die Lande ausgehe, so wenig sei das denkbar mit Bezug auf das Paris der alten Welt, d. h. auf Babel oder sonst eines der großen Kulturzentren des alten Orients. Denn große religiöse Gedanken reifen doch immer in der Stille, und die Persönlichkeiten, die hinter ihnen ständen, träten, wenn ihre Stunde gekommen wäre, fast immer aus weltabgeschiedener Einsamkeit hervor. Und mit welchem Rechte rede Winckler überhaupt von einer monotheistischen Bewegung, die im Altertum von den großen Kulturzentren im Osten und Westen ausgegangen und von den Religionen kleinerer Völker aufgenommen sein soll? Sehen wir denn nicht überall im alten Orient, speziell in den großen Kultur- und Kultzentren einen reichen Polytheismus in hoher Blüte und offizieller Geltung? Wo rege sich denn, wenn man von dem total verunglückten Reformationsversuche des ägyptischen Königs Amenophis IV. absehe, auch nur der leiseste Widerspruch gegen die polytheistischen Religionssysteme und den vielgestaltigen Götterkult? Bestehe demnach die „monotheistische Bewegung" nicht etwa nur in der Phantasie Wincklers, der ihrer zum Ausbau seiner Theorie nun einmal bedürfe?

Auch wir halten diese Fragen an sich für vollkommen berechtigt, möchten aber doch die Ausführungen Wincklers nicht ohne weiteres als durch sie abgetan ansehen. Denn sie enthalten tatsächlich Wahrheitsmomente, deren sorgsame Beachtung im Interesse einer scharfen Erfassung des monotheistischen Problems gefordert wird. Zuzugeben ist Winckler jedenfalls, daß der monotheistische Gedanke oder besser gesagt, die „monotheistische Lehre", den Priesterschaften an den großen Heiligtümern schon im hohen Altertum nicht fremd gewesen ist. Für Ägypten darf das wohl als ausgemacht gelten. Der König Amenophis IV. (ca. 1400 v. Chr.), der einen solaren Monotheismus, d. h. die ausschließliche Verehrung der Sonne (genauer der Sonnenscheibe) zur offiziellen Religion von Ägypten erhob, war höchstwahrscheinlich Schüler der heliopolitanischen Priesterschaft gewesen; jedenfalls darf es feststehen, daß der König in seinem Reformationsversuch die monotheistisch geartete Lehre eben dieser Priesterschaft zur allgemeinen Geltung bringen wollte. Nach dieser Lehre war der Sonnengott der größte von allen Göttern, ein Gott, der seinesgleichen nicht habe und dem darum auch ein Anspruch auf die allgemeine Verehrung und auf den reichsten Besitz an Gütern zustehe. Und nicht nur als der größte Gott galt der Sonnengott, er galt im Grunde genommen als der einzige, wahre Gott, denn alle übrigen Götter waren nach dieser Priesterlehre im Grunde nichts weiter als andere Gestalten oder Erscheinungen des Sonnengottes. Dieser doch noch immer etwas verklausulierte Monotheismus, der den Kult anderer Gottheiten keineswegs ausschloß, erhielt in der „neuen Lehre" des Amenophis eine viel konsequentere Fassung, denn die „neue Lehre" räumte mit den Resten polytheistischer Anschauungen in rigoroser Weise auf und statuierte dafür einen zwar grobsinnlichen, aber doch reinen Monotheismus.

[4]) Ich möchte hier namentlich auf die Ausführungen von H. St. Chamberlain in „Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom", München, Bruckmann 1903, S. 37 ff. aufmerksam machen, natürlich ohne für alles, was der Verfasser in diesem Buche schreibt, eintreten zu wollen.

Auch in Babylonien wird man das Bestehen einer monotheistischen Lehre innerhalb der großen Tempelpriesterschaften voraussetzen dürfen. Zwar läßt sich ein urkundlicher Beweis dafür erst aus verhältnismäßig junger, nämlich aus neubabylonischer Zeit (also aus der Zeit nach 605 v. Chr.) anführen, aber das schließt bei der notorisch hohen Bildung schon der alten Priesterschaften an sich noch nicht aus, daß die monotheistische Tendenz bereits älteren Datums ist. Der betreffende Text zeigt, wie die verschiedensten Götter des babylonischen Pantheons, wie Ninib, Nergal, Bel, Nabû, Sin, Šamaš, Rammân u. a. geradezu mit dem höchsten Gott Marduk identifiziert, d. h. als bloße Erscheinungsformen dieses Gottes betrachtet werden. So heißt es z. B. von Nergal, daß er nichts anderes sei, als Marduk als Schlachtengott; Sin ist Marduk als Erleuchter der Nacht, Rammân ist Marduk als Regengott usw. (Vgl. Zimmern in der dritten Auflage von Eberh. Schrader, „Die Keilinschriften und das Alte Testament", Berlin, Reuther & Reichard, S. 609.)[5] Aber selbst wenn wir keinen derartigen urkundlichen Beleg hätten, würde der ganze Charakter der babylonischen Religion uns auf die Vermutung führen müssen, daß es innerhalb derselben hin und wieder zu monotheistischen Regungen gekommen sei. Die babylonische Religion ist bekanntlich Astralreligion. Sache ihrer Priester war es demnach, den Lauf und die Bewegung der Gestirne, die Funktionen der einzelnen Himmelskörper aufs genaueste zu studieren, denn die Sterne waren ja die Schicksalsmächte, die Dolmetscher des göttlichen Willens. Das Studium der Astralgesetze, das den Priestern oblag, war nun aber in hohem Grade geeignet, zu monotheistischen Gedanken hinzuführen. Denn die Einheit dieser Gesetze, die in so wunderbarer Weise ineinander greifen, mußte ja den denkenden Geistern unter ihnen die Existenz einer hinter den einzelnen Astralgottheiten stehenden regulierenden Macht verbürgen, eines Göttlichen, einer Gottheit, eines θεῖον, wie es die Griechen, eines deus, wie es die Römer nannten. So macht es auch diese allgemeine Erwägung wenigstens sehr wahrscheinlich, daß es in den babylonischen Priesterschaften zu monotheistischen Gedankenbildungen oder doch zu erheblichen Ansätzen dazu gekommen ist.

Jena. Prof. D. Baentsch.

Der XXII. Deutsche Protestantentag in Berlin.

(Vom 4.—7. Oktober.)

II.

Der nächste Tag brachte zunächst wieder Sektionsverhandlungen. Was Hauptpastor D. Grimm-Hamburg über Diskussionsabende und Pastor Classen-Hamburg über protestantische Wege zur Jugendpflege sagte, war wieder ganz und gar aus dem Verständnis der Gegenwart heraus gesprochen. Die Debatte war lebhaft. Man erkannte die gemachten Vorschläge an, betonte nur, daß für andere Verhältnisse auch andere Wege nötig und möglich seien. Mit Recht verlangte man eine Jugendpflege auch für die weibliche Jugend. Einig war man aber im großen und ganzen, daß die Religion nicht in irgend einer kirchlichen Form an die Jugend herangebracht werden dürfe, daß aber die Leiter von Jugendvereinen religiös-sittliche Persönlichkeiten sein müßten. Die Diskussionsabende dürfen Gegenstände aus allen Gebieten herbeiziehen, aber müssen sie doch immer wieder unter den religiös-sittlichen Gesichtspunkt stellen.

Die beiden beschlossenen Resolutionen lauten:

„Der Protestantenverein legt seinen Mitgliedern die Pflicht, zur Beseitigung der Unkenntnis, Unsicherheit und Zerfahrenheit in religiösen und ethischen Fragen Diskussionsabende veranstalten zu helfen, dringend ans Herz." und

„Der Protestantenverein sieht das Heil nicht in Einengung der Jugend durch kirchliche Formen, auch nicht in einer Belastung mit einem Übermaß religiösen Stoffes. Er hält vielmehr für erforderlich, daß die Jugend unter Leitung hochgebildeter Männer und Frauen aller Berufe und Stände mit Freimut und Weitherzigkeit in die Fragen der Gegenwart eingeführt und zu edler Geselligkeit gesammelt wird. Er begrüßt freundlich jede auch außerhalb der Kirche rege gewordene Jugendfürsorge und empfiehlt Zusammenschluß usw."

Die erste öffentliche Hauptversammlung fand einen gefüllten Saal. Der Vorsitzende, Seminardirektor Dr. Andreae-Kaiserslautern, wies u. a. hin auf dem Protestantenverein ähnliche Vereinigungen, die, ohne es wahr haben zu wollen, Anleihe bei den Gedanken des Vereins gemacht hätten. Er wünschte ihnen besten Erfolg, bedauerte aber, daß bislang noch keine Gemeinschaft mit ihnen zu stande gekommen sei. Die Einigung in einem „freien kirchlichen Zentralausschuß" sei einstweilen gescheitert. Es scheint — und hierüber wurde in kleinem Kreise vielfach hin und her geredet — als ob die Zeit dafür noch nicht gekommen ist. Es besteht noch manches Mißtrauen; viele meinen, der Protestantenverein könne warten, bis man zu ihm komme. Aber es ist zu hoffen, daß der Tag nicht fern ist, wo sich alle Liberalen über Trennendes die Hände reichen. Und wer die Berliner Tage als Gast mitgemacht hat, muß zugeben, daß der Protestantenverein kein schlechter Bundesgenosse, daß er vielmehr in mehr als einer Beziehung auch heute noch Führer ist. Manch ein anerkennendes Wort nach dieser Seite hin ist öffentlich und im stillen gesprochen worden.

Die beiden Hauptvorträge über „Die christliche Lehre nach dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft und ihre Vermittelung an die Gemeinde" von Professor D. Dorner-Königsberg und Pfarrer D. Fischer-Berlin, dem Mitherausgeber unseres Blattes, liegen gedruckt vor und sind zum Preise von je zehn Pfennigen, ebenso wie die des folgenden Tages, durch den Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn-Berlin zu beziehen. Dorner wie Fischer boten gründliche, tiefdurchdachte Arbeiten. Von einer Inhaltsangabe sehe ich hier ab. Stellen zwei je einstündige Vorträge gewiß auch eine große Anforderung an die Hörer, die meisten von ihnen werden jedenfalls den Wunsch gehabt haben, sie auch einmal in Ruhe zu lesen und das Gesagte ernstlich zu durchdenken. Auch hier wieder ein Griff in das Leben der Gegenwart, eine Antwort auf die Frage nach einer gesunden Verbindung zwischen theologischer Arbeit und religiöser Unterweisung. Zur Debatte blieben noch genug Damen und Herren, um ernste Dinge zur Sprache zu bringen. Im wesentlichen stellte sie neben die Aufgaben des Pfarrers die des Lehrers, der vor allen Dingen Befreiung von der geistlichen Schulaufsicht und einen freien Seminarunterricht zu fordern hat.

In diesem Zusammenhange mag die Resolution Erwähnung finden, welche als erste am Freitag der Versammlung zur Kenntnis gegeben wurde: „Der deutsche Protestantentag begrüßt . . . . die Bewegung zur Reform des evangelischen Religionsunterrichtes und sieht darin eine Bestätigung seines eigenen Strebens, der Wahrhaftigkeit auch in der Schule zu ihrem Recht zu verhelfen. Als Weg zu diesem Ziel empfiehlt er eine schon längst Bedürfnis gewordene Umgestaltung der Religionslehrbücher nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Theologie und den Grundsätzen der modernen Pädagogie und verpflichtet seine Mitglieder, auf die energische Behandlung der Frage seitens der dazu berufenen kirchlichen Organe hinzuwirken." Die Formulierung dieser Resolution hatte in der Vorberatung lebhaften Meinungsaustausch herbeigeführt. In dem, was beseitigt werden muß, war man einig, aber höchst schwierig war es, deutlich auszusprechen,

[5]) Die von Jensen gegen die Verwertung dieses Textes im obigen Sinne gemachten Einwendungen („Christl. Welt" XVII. (1903), Nr. 1, S. 13 ff.) können seine monotheisierende Tendenz nicht zweifelhaft machen.

was als Ersatz gefordert werden sollte. Aber muß denn, wenn man ein Stück Land, das, von Gestrüpp überwuchert, unfruchtbar daliegt, säubern will, schon von vornherein gesagt werden, was man nachher daraus machen will? Ist nicht das Ausroden des Gestrüpps schon positive Arbeit? Und wird nicht dem fruchtbaren Land zu seiner Zeit der rechte Säemann schon werden? Wir schämen uns durchaus nicht, wenn man uns „Negation“, „Niederreißen“ vorwirft und meint, erst müsse man ans Bauen denken, ehe man zerstöre. Es handelt sich manchmal tatsächlich nur darum, luft- und lichtraubendes Gerümpel wegzuschaffen, dann keimt es schon von selbst wieder aus dem fruchtbaren Boden hervor.

Nachmittags tagte die dritte Sektion. Der Verhandlungsgegenstand war „Kirche und Sozialdemokratie“. Der Andrang war so stark, daß man in den großen Saal ziehen mußte. Das Referat des Pfarrers lic. Traub-Dortmund war ein Meisterstück nach Form und Inhalt. Es machte auf alle Hörer einen tiefen Eindruck. Es wird auch im Druck erscheinen und dann gewiß noch manchem Leser bedeutende Anregung geben. In der Debatte war es vor allen Dingen D. Naumann, der mit seinen gedankenreichen, aus der Tiefe seines schöpferischen Innern herausgeborenen Ausführungen die Versammlung fesselte. „Die Kirche bedarf der Massen, daß wieder Leben in sie hineinströme, der Massen, welche die Sozialdemokratie erstmals vor die Frage: Glaubst du das, was der Pfarrer predigt? gestellt und so zur Wahrhaftigkeit geführt hat.“ Es ist gewiß nicht zu verlangen, daß die scharfe Pointierung in allen Kreisen des Vereins Zustimmung findet, aber gedankt hat es sicher jeder den Veranstaltern, daß sie die beiden Männer gerufen und neben die altbewährten Recken des Vereins gestellt hat. Und hier wie auch in den Volksversammlungen, in deren einer der Schreiber dieses nochmals Naumann neben Pfarrer Raupp-Mundingen hörte, war es, wo man vornehmlich das Brausen der lebendigen Gegenwart in die Verhandlungen hineintönen hörte und wo man mit zukunftsfrohem Herzen wahrnahm, wie sich der Verein nicht auf doktrinär-wissenschaftliche Fragen beschränkt, sondern mit dem praktischen Leben Fühlung nimmt, ohne Furcht, mit Mut und Hoffnung. Und das hat ihm viele Herzen erschlossen und manche halbe Freunde zu ganzen gemacht. Über die Volksabende im einzelnen zu berichten, muß ich mir versagen. Sie waren alle geschickt arrangiert und die Redner wie die Sänger und Darsteller haben ihre Aufgaben trefflich gelöst. Die Resolution im Anschluß an den Traubschen Vortrag lautet: „Die dritte Sektion des D. P. hat sich dahin geeinigt, daß sie vorurteilslose und gründliche Beschäftigung mit dem modernen sozialen Problem für unausweisliche Pflicht der Mitglieder hält, jede Verquickung sozialer Arbeit mit hochkirchlichen Tendenzen ablehnt und im Interesse des sozialen Fortschrittes selbst innerhalb der Kirche Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und freiheitliche Bewegung verlangt.“

Der Donnerstag brachte vormittags die zweite öffentliche Hauptversammlung, nachdem vorher außer der Sitzung des Ausschusses noch eine Versammlung der Mitarbeiter und Freunde des Protestantenblattes getagt hatte. Auch hier begegnete uns wieder protestantischer Geist in Fühlung mit dem Leben der Gegenwart. „Nur durch die Überwindung des Katholizismus beider Kirchen ist die wachsende Macht des Atheismus zu brechen.“ Das war der Gegenstand der Verhandlungen. Hier hat der Protestantenverein gezeigt, worin seine Berechtigung neben dem Evangelischen Bunde, der leider zu gleicher Zeit seine Generalversammlung zu Dresden abhielt, liegt. Was der Bund entschlossen aufgenommen hat, der Kampf gegen den Ultramontanismus, steht schon von Anfang an im Programm des Protestantenvereins, aber was jener nicht so bestimmt, eigentlich gar nicht, aussprechen darf, das fordert dieser: Kampf gegen den Katholizismus beider Kirchen. Das ist eine noch größere, noch schwierigere Aufgabe. Es ist gefährlich, davon auch nur zu reden. Aber gerade das ist der Beweis, wie notwendig sie ist. Die beiden Redner, der ehrwürdige D. Sulze-Dresden, wie Pfarrer Mayer-Kaiserslautern haben ihre Aufgabe trefflich gelöst. Sulzes Vortrag war groß angelegt, im einzelnen scharf durchgearbeitet, dabei mit jugendlicher Lebhaftigkeit und wohltuender, zum Teil ergreifender Wärme vorgetragen. Er war und wirkte wie ein Bekenntnis. „Unsere Aufgabe ist die, über den Kampf der Kirchen und der kirchlichen Parteien unsere Nation zu erheben zum Glauben an Gott, den Vater, unseren Schöpfer, Richter und Erlöser, offenbart in Christus und seiner Gemeinde.“ Mayers Referat griff mutiger hinein ins volle Menschenleben. „Was Atheismus genannt wird oder sich so nennt, ist es meistens gar nicht.“ „Wir haben viel weniger zu bekämpfen, als in richtige Bahnen zu leiten.“ Die Debatte ging im ganzen die gleichen Wege. Und damit auch ein Intermezzo nicht fehle, verließ ein Zuhörer, dem es bei dem klaren Luftzug freier, frommer Gedankenaussprache augenscheinlich heiß und kalt über den Rücken lief, gelegentlich einer Schilderung kirchlicher Zustände in Hannover mit lautem „Pfui“ den Saal. Es war ganz gut, daß dieses „Pfui“ uns daran erinnerte, wie wenig verstanden, wie unwillig geduldet wir Protestantenvereinler sind. Aber das macht nichts. Klagen, kleinmütiges Verzagen ist in Berlin nicht ans Licht gekommen und ich glaube, es hat sich auch nicht in der Verborgenheit gemeldet. Im Gegenteil, es lag über all den Verhandlungen und all den offiziellen wie inoffiziellen Zusammenkünften ein Morgenschimmer. Wenn D. Hönig in seiner trefflichen Schrift „Der deutsche Protestantenverein“, welche allen Teilnehmern überwiesen wurde, sagt: „Der Protestantenverein muß sich auf die Schar von Freunden beschränken, die ihm aus einer früheren Periode angehören, auf Zuwachs muß er verzichten“, so habe ich von den Berliner Tagen die Zuversicht mitgenommen, daß der Verein selber jung ist, auch in seinen treuen Alten, so jung, daß auch die Jugend sich ihm anschließen kann und wird.

Darum konnte auch das Festmahl froh verlaufen und neben guten Erzeugnissen der Küche auch frohe Tafelreden bieten.

Zu erwähnen bleibt noch, daß in der Donnerstag-Versammlung dem hochverdienten Senior des Vereins, Professor D. Holtzmann-Straßburg, der aus Gesundheitsrücksichten hatte fern bleiben müssen, ein telegraphischer Gruß übersandt wurde. Daß uns der verehrte Altmeister noch lange erhalten bleibe, ist gewiß unser aller herzlicher Wunsch. — Die Berliner Freunde haben ihre Sache gut gemacht. Mit Vertrauen dürfen wir darum begrüßen, daß für die nächsten drei Jahre Berlin zum Vorort ernannt wurde.

Ob es Freitag Nachmittag und Abend noch zum geplanten Ausflug und geselligen Beisammensein gekommen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Mich rief die Pflicht schon früher heim. Auf der Fahrt haben mein Reisegefährte und ich noch manche Stunde die Gedanken weitergesponnen, die in den anstrengenden, aber schönen Tagen in uns lebendig geworden waren. Sie werden auch in allen anderen nach- und durch sie in vielen weiterwirken.

Vegesack. Baars.

Antwort auf den Brief eines Haeckelianers!

Lieber Freund! Hier ist meine Antwort. Die Reihenfolge, in der ich Ihre Vorwürfe gegen das Christentum beantworte, möge sich selbst rechtfertigen. Sie sagen, daß der einzige Weg zur Wahrheit der Weg der empirischen Naturforschung und der monistischen Philosophie sei. Gewiß, wenn Sie recht hätten, wäre schon damit das Christentum als Irrweg erwiesen. Denn der Christ kommt weder durch Naturerforschung noch durch monistische Philosophie zur Wahrheit. Aber ich bestreite, daß Sie den alleinigen Weg zur Wahrheit erobert haben. Es kommt ja allerdings darauf an, was man unter Wahrheit versteht. Die Wahrheit, die

ich für mich brauche, für mein Glücksbedürfnis, für das Verständnis des Lebens, der Menschen, meines Ichs usw. für die reicht jedenfalls Naturforschung und Philosophie nicht aus. Dazu brauche ich Lebenserfahrung, ein unverdorbenes Gefühl für das Wahre, Gute, Schöne, sittliche Selbstüberwindung, Körperschmerzen, Seelenkummer. Es wäre ja auch eine traurige Sache, wenn nur das Wissen den Weg zur Wahrheit eröffnete. Dann wären ja die unstudierten, einfachen Leute definitiv von der Wahrheit ausgeschlossen. Mindestens bliebe ihnen versagt, selbsttätig die Wahrheit zu erkennen, wenn auch die Resultate der Forschung ihnen wohlpräpariert eingetrichtert werden könnten, die sie auf Treu und Glauben hinnehmen müßten. Dies vorweg.

Ob ich im stande bin, die Anklagen Ihres Lehrers gegen die christliche Ethik zu entkräften? Nichts leichter als das. Da ist zuerst die „Selbst-Verachtung des Christentums“. Ja, wo hat denn jemals die Bibel den Egoismus im Prinzip verworfen? Ich soll meinen Nächsten lieben, aber nicht mehr wie mich, sondern wie mich selbst. Da haben Sie beides, Egoismus und Altruismus auf derselben Grundlinie nebeneinander. Allerdings erinnern Sie mit Recht an das Wort: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ Aber das ist trotzdem kein Widerspruch gegen den berechtigten Egoismus. Treiben wir keine Wortklauberei! Wie siege ich über meine Feinde? Etwa so, daß ich Scheltwort mit Scheltwort, Verleumdung mit Verleumdung, Schläge mit Schlägen erwidere? Vielmehr so, daß ich dem wohl tue, der mir übles getan hat und gutes rede von dem, der mich verleumdet hat, daß ich schweige, wenn ich in unerhörter Weise angegriffen werde. Natürlich gibt es Knoten, die eine anständige Behandlung nicht verstehen. Um so schlimmer für sie. Aber weil ein christliches Verhalten anständige Leute im Auge hat, beschämt und bessert und gewinnt es durch Bessersein seine Feinde. Und dann, wenn selbst dieser Erfolg ausbliebe, ein anderer Erfolg stellt sich sicher ein: Wer es über sich gewonnen hat, zu vergeben und sich zu versöhnen, die starken Rachegefühle zu bezwingen, der wird ein glücklicher Mann. Toben Sie, grollen Sie, rächen Sie sich! Sie werden nie rechte Befriedigung, aber desto mehr Friedlosigkeit und Unlust empfinden. Ihr Ich ist schwächer geworden, hat sich nicht behauptet.

Ganz genau so verhält es sich mit den ethischen Grundsätzen, die den Verzicht aufs Recht anempfehlen. Z. B. „Wenn dir jemand den Rock nimmt, dem gib auch den Mantel.“

Auch dieser Spruch ist keine Belehrung über den Umgang mit Knoten. Er darf keinesfalls so in das moderne Leben übersetzt werden: „Wenn dich ein gewissenloser Schuft, um die eine Hälfte deines Vermögens betrügt, dann schenke ihm auch noch die andere Hälfte.“ Ich würde ihn so übersetzen: Wenn dein Bruder, dein Weib, dein Freund, die dich lieben und die du liebst, dir unrecht tun, verzichte darauf mit Hülfe des Bürgerlichen Gesetzbuches das sogenannte Recht festzustellen, gib nach, so werden sie auch bei anderen Gelegenheiten den Weg finden, der besser ist als der Rechtsweg, den Weg freiwilliger Liebe zum Guten. — Immerhin will ich Ihnen zugeben, daß sich über diesen Punkt noch viel sagen ließe, weil die Grenze so schwer zu finden ist zwischen Menschen, die für die Ideale des Christentums reif sind und solche, für die man Gefängnisse und Zuchthäuser baut. Aber das beweist doch nichts gegen das christliche Ideal des Umgangs mit Menschen, eher, daß die Menschen für dies Ideal noch nicht reif sind.

Sehr wenig begründet ist der zweite Vorwurf der „Leibesverachtung des Christentums“. Ich kann mich da ganz kurz fassen. Das schmutzige Mönchswesen ist gar keine Schöpfung des Christentums. Und wenn das Neue Testament keine besonderen Vorschriften über körperliche Ausbildung und Reinlichkeit enthält, so wird ein Universitätsprofessor in seinen Vorlesungen, z. B. über Kunst, auch kaum von Seife und Handtuch reden. Wollen Sie den armen Professor deshalb als Feind des Leibes an den Pranger stellen?

Nun soll drittens das Christentum der „Natur-Verachtung“ schuldig sein? Sie meinen, das wäre die notwendige Folge der exklusiven Stellung, die dem Menschen als „Ebenbild der Gottheit“ im Gegensatz zur übrigen Natur angewiesen würde. Denken Sie doch nur daran, wie liebevoll Jesus sich in die Natur versenkt und in allem, in der Lilie des Feldes, in den Vögeln des Himmels, im wogenden Getreidefelde die Ordnung und das Walten des Vaters sieht. Ich meine, wer mit Jesu Augen (d. h. als ein Christ) die Berge und Wälder und Wiesen und Wasser betrachtet, wird größeren Naturgenuß empfinden, als der trockene Forscher, der in allem nur chemische Urstoffe und dergleichen Dinge herausfindet. Und das Mitleid gegen Tiere? Selbstverständlicher kann wohl kaum etwas sein, als daß christliche Gesinnung jede Tierquälerei verurteilt.

Dann die „Kultur-Verachtung“ des Christentums. Sie zitieren Haeckel: „Da nach Christi Lehre unsere Erde ein Jammertal ist, unser irdisches Leben wertlos und nur eine Vorbereitung auf das „ewige Leben“ im besseren Jenseits, so verlangt sie folgerichtig, daß demgemäß der Mensch auf alles Glück im Diesseits zu verzichten und alle dazu erforderlichen irdischen Güter gering zu achten hat.“ Haeckel sagt das allerdings. Aber er hat die Belegstellen anzuführen vergessen. Wo hat Jesus die Erde ein Jammertal genannt, wo unser irdisches Leben als wertlos und nur als Vorbereitung auf das bessere Jenseits bezeichnet?

Für alberne Predigten, die so etwas abhandeln, kann doch das Christentum nichts. Aber ein Körnchen Wahrheit steckt in diesem Vorwurf: Das Christentum kennt noch etwas Höheres als die Kulturschwärmer begreifen. Das ist das von allen Kulturfortschritten unbefriedigte, auf die Ewigkeit angelegte Menschenherz. Darum werden echte Christen niemals den bloßen Kulturwerken den höchsten Wert zuerkennen. Sie haben einen Begriff von den unerhörten Menschenopfern, die der modernen Kultur geopfert werden. Sie sind nicht zufrieden, weil wir es nun so herrlich weit gebracht hätten. Sie hoffen auf eine bessere Zukunft und arbeiten daran mit allen Kräften. Darum marschiert das Christentum aller Kultur voran und zeigt ihr neue Aufgaben.

Fünftens soll das Christentum der Familien-Verachtung schuldig sein. Da will ich Ihnen gern den Paulus zugeben. Der hat allerdings eine geringe Meinung von der Ehe gehabt. Aber das Christentum ist dem großen Apostel in dieser irrigen Privatmeinung nicht gefolgt. Und der, nach dem wir uns nennen, hat das Höchste ausgesprochen, das überhaupt über die Ehe gesagt werden kann, nämlich, daß beide Ehegatten zusammen das ganze Menschenwesen bilden. Wenn Haeckel, wie Sie sagen, von Jesus behauptet, er habe das Weib dem Manne untergeordnet und den Verkehr mit ihr als unrein erklärt, so haben Sie darin einen Beweis, daß die empirische Naturforschung nicht zur Wahrheit führt. Um über die Bibel und Christus auch nur etwas zu wissen, muß man die Bibel kennen. Wer die nicht kennt und getrost allerlei von ihr behauptet, was gar nicht darin steht, der ist kein Zeuge der Wahrheit. Der soll nicht den Mund so voll nehmen von Erkenntnis, Wissen und Wissenschaft. Der phantasiert und blamiert sich.

Sie wollen nun von mir noch Auskunft haben, wie ich mir die Ausfälle Haeckels gegen die liberalen Theologen erkläre und was ich von seiner monistischen Religion halte. Über die monistische Religion kann ich mich kurz fassen: gemütsarm, geistlos, darum aussichtslos.

Über die Angriffe auf die liberalen Theologen war ich auch anfangs sehr verwundert. Denn, wie Sie zu meiner Freude sich aus dem Konfirmandenunterricht erinnern, stehen wir auf dem Boden der einheitlichen Weltanschauung und sind sowohl von dem Zusammenhang der ganzen Natur wie von der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze (Gottesgesetze) und der Entwicklung aller Lebewesen aus einfachsten Urformen überzeugt. Daraus ergibt sich schon, daß die Natur-

erkenntnis uns nicht von einander scheidet. Was uns von Haeckel scheidet, sind zwei andere Dinge. Erstens können wir nicht zusammenkommen, weil er weder das Christentum noch uns kennt. Das ist ein Mangel, den wir nicht beseitigen können, und an dem wir unschuldig sind. Zweitens aber ist Religion eine Sache, die man nicht lehren und studieren kann. Das Gefühl für das Ewige und die Hoffnung auf das Ewige sind wie der gute Geschmack. Man hat ihn, oder man hat ihn nicht. Wer ihn hat, freut sich darüber und pflegt ihn. Wer ihn nicht hat, der fühlt wohl etwas unklar, daß ihm etwas abgeht, aber er will es sich nicht eingestehen und sucht hinweg zu raisonnieren, was er nicht begreift. Streiten mit so einem lohnt nicht. Immerhin können wir doch noch vielleicht zusammenkommen. Die Wahrheit, Schönheit und Tugend ist ein heiliges Dreigestirn. Wer ehrlich und beständig darnach trachtet, der ist auf dem Wege zur Wahrheit, der muß auf diesem Wege schließlich noch mehr finden als das Substanzgesetz. Haeckel ist mit dem Substanzgesetz zufrieden. Aber Goethe, auf den er sich beruft, hat, wie ich überzeugt bin, größere Fernsichten gehabt.

Jedenfalls nehmen wir mit größerem Recht für unseren Gottesglauben als Haeckel für sein Substanzgesetz das Wort auf:

„Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.“

Berlin. Gebhardt.

Der Verdruß des Jesuiten.

In den katholischen Mönchsorden ist während der Zeit ihres Bestandes viel gefehlt und viel gearbeitet worden. Die Regel wie die Muße gibt eben zu beidem Anlaß. Für etliche Orden bedeutet ihre Geschichte eine Reihe bedeutender Leistungen in Bodenkultur, Unterrichtswesen, Predigt und Wissenschaft. Den kräftigsten Anlauf zu positiver Betätigung nahmen fraglos die Jesuiten. Ihre Sozietät erfordert grundsätzlich tüchtige Kräfte. Und sie haben ihr Licht nie unter den Scheffel gestellt. Trotzdem und deshalb erregen sie noch heute wie ehedem das Unbehagen der anderen. Sie sind beim katholischen Weltgeistlichen meist nicht viel weniger verabscheut als beim Protestanten, natürlich aus verschiedenen Ursachen. Jener fürchtet den energischen Eingriff des klugen Jesuiten in die priesterliche Seelsorge und in das religiöse Leben der Gemeinde; wir fürchten seine friedenstörenden und geistknechtenden Machinationen im Volke. Ob sie an den Regierungen der europäischen Völker auch ihre diplomatischen Kunststücke erproben, werden vielleicht erst unsere Enkel durch die Geschichtsforschung aus den Archiven erfahren. Jedenfalls ist es beklagenswert, daß im deutschen Volke nicht jetzt schon Katholiken wie Protestanten einig in der Abweisung der Jesuiten gewesen sind.

Immerhin sind erfreuliche Beobachtungen auch im Katholizismus zu machen. In der „Zeitschrift für katholische Theologie“ berichtet darüber der Jesuit Leopold Fonk-Insbruck und verspricht eine Fortsetzung. Er ist voll Ingrimm, daß eine ganze Reihe katholischer Gelehrter, Theologen, die theologische Literatur ihrer eigenen Glaubensgenossen stark mißachten, dagegen die Forschungen der liberalen Protestanten (Harnack, Holtzmann, Jülicher, Wrede, Lobstein, Soltau, Weinel, Wernle 2c.) zum Teil ausschließlich benutzen und wertschätzen. Zornig erlebt der Jesuit, daß der katholische Professor Vincent Rose-Freiburg i. S. die katholischen Autoren mit Geringschätzung und hämischem Ton beiseite legt, dagegen „die gewohnte Scharfsichtigkeit und Feinheit“ eines Jülicher oder „die inhaltreichen und tief durchdachten Anmerkungen Harnacks“ preist. Ja es geht zu weit: der französische katholische Gelehrte Pater Battifol hielt in Paris am Katholischen Institut vor höheren Töchtern Vorträge, durch die sie Harnacks und Weizsäckers Anschauungen über die Entstehung des Christentums erfuhren, aber „gar wenig von noch größeren katholischen Gelehrten“. Da fühlt sich denn Herr Fronk S. J. endlich gedrungen, diese katholischen Ketzer zu denunzieren. Bei wem nur? Wer weiß denn das nicht längst an zuständiger Stelle? Der Papst und die Bischöfe sind doch wohl informiert, daß hüben und drüben die freie protestantische Forschung ihre Resultate, vor allem ihre Methoden, ohne Reklame absetzt. Es nützt nichts mehr, Unterwerfung unter die kirchliche Autorität zu fordern. Die Gelehrten „unterwerfen“ sich und arbeiten dennoch nach wissenschaftlicher Methode weiter. Sie verzichten auf eine Reform im großen Stil und beginnen eine Reform in noch größerem Stil: die Battifol, Rose, Lagrange, Calmes, von Loisy, Ehrhard 2c. gar nicht zu reden. Sie arbeiten, lehren und verbreiten ihre Resultate wie Forschungen in der Presse, unter dem Klerus, unter dem Volke. Das ist fatal für den Jesuiten. Sein wissenschaftlicher Ruf versagt. Mitmachen will er nicht. So muß er schimpfen.

Hört nur, wie er wettert über den Abfall, über die Mißachtung der päpstlichen Anordnung durch des Papstes Söhne: Die ungeratenen modernen Forscher verbreiten den Unglauben, geben das Wesen des Evangeliums preis, brechen mit der übernatürlichen Offenbarung. Unter der äußeren Hülle der Gläubigkeit bergen sie den ungläubigen Kern, Katholiken wie Protestanten, in Schafspelzen Wölfe, die — in ruhiger sittlicher Arbeit den Jesuiten Trotz bieten. Das ist etwas Unerhörtes in den Augen von Fonk S. J., der sich nun die katholischen Theologieprofessoren zu scharfer Sonderung der katholisch-orthodoxen von den katholisch-protestantischen Forschern vornehmen wird, um der Welt die Resultate zu denunzieren. An eine Bekehrung der Entarteten kann er dabei schwerlich noch glauben. Er sieht selbst, daß jene freisinnigen Katholiken von der protestantisch-wissenschaftlichen Betrachtungsweise durchdrungen sind. Sie ist ihnen ins Blut übergegangen. Sie sprechen und schreiben protestantisch. „Ihre Sprache verrät sie schon.“ Es ist nicht mehr Loisy allein, der die Lehre von dem „Sohn Gottes“, vom „Reich Christi“, von „Auferstehung“ und „Abendmahl“ auf Hülle und Kern hin untersucht. Der Jesuit könnte verzweifeln. Und ihm wird schwer zu helfen sein.

Es könnte uns fast wehmütig stimmen, die Jesuiten so traurig ins Deutsche Reich einziehen zu sehen, wo sie die Protestanten bekehren wollen zu einer Kirche, in der sich eine Protestantisierung langsam zu vollziehen beginnt. Was nützt unter diesen Umständen dem Jesuiten seine Redefreiheit, und fiele auch noch der § 1? Was nützt ihm der Schutz der Regierungen und Fürsten, wenn diese zugleich die mächtigere Wissenschaft fördern und Harnack zu ihrem Vertrauten machen? Was nützt die Freundschaft des deutschen Kaisers, wenn dieser dem Papst seine Aufwartung macht und hinterher dessen Kardinäle einladet zu einer Vorlesung über Delitzschs Resultate? Was nützen den Jesuiten „katholische“ Geschichtsprofessoren wie Spahn und Genossen? —

Die Verlegenheit ist groß. Guter Rat ist teuer. Zwar scheinen die katholischen Organisationen ihre Macht zu steigern; aber in ihrem Innern gährt etwas, die Wahrheit. Umsonst ist die Verdächtigung der Wissenschaft. Diese ist göttlich und bricht durch, wo Gott will. Wollte doch die Orthodoxie in beiden Kirchen das merken. Hätte sie doch einen stärkeren Glauben! Nun aber ist sie kindlich-kleingläubig, kläglich. Sie jammert nach Hülfe, nach Autoritäten und Macht, sich zu schützen gegen — die Wahrheit. Das anzusehen und zu hören kann einem frommen Menschen wehe tun. Schon schauen jene Schwachen im Glauben, katholische und protestantische Orthodoxen, hinüber und herüber. Täglich neigen sie mehr zu einem Bunde wider den „Unglauben“. Die „Germania“ wirbt um die Truppen des „Reichsboten“, der „Kreuzzeitung“. Und von hier aus sucht man sehnsüchtig nach der Autorität. Wer weiß, was da noch werden kann.

Wir aber sagen: Ihr Schwachen, werdet stark; habt den Mut zur Wahrhaftigkeit, betet um den Glauben der Wahrheit. Und wir beten zu Gott, daß er uns allen Glauben und Frieden geben wolle.

Friedenau. A. Urbain.

Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte.*)

Zur Einweihung der Protestationskirche am 31. August.

8.

Fanden sich so die beiden Parteien in dem Urteil über den Papst und den Sacco di Roma zusammen, so bedeutete das keineswegs eine innere Annäherung derselben; im Gegenteil: die Spannung erhöhte sich je länger je mehr. Wir hatten schon bemerkt, daß man seit dem Bauernkrieg 1525 eine Verschärfung des Gegensatzes gegen die Reformation auch auf dem Gebiete der Politik wahrnehmen konnte. Der unbestrittene Führer unter den politischen Gegnern der Reformation in Deutschland war der schon öfters erwähnte Herzog Georg von Sachsen-Dresden. Unermüdlich war er im Kampfe gegen die Neuerung. Es mochten sich ja wohl auch persönliche Motive in den Streit mischen: die Rivalität gegen die Vettern von der kurfürstlichen Linie, vor allem aber der Haß gegen Luther, mit dem er erregte Briefe gewechselt hatte. Daß Luther bei dieser Korrespondenz und in Äußerungen an dritte über den Herzog seinen Gefühlen keinen Zwang angetan hatte, bedarf kaum der Erwähnung. Dem thüringischen Bauernsohn, der keine Menschenfurcht kannte, standen Worte herzerfrischender Deutlichkeit und Grobheit in ausgiebigem Maße zur Verfügung. Aber weit über das persönliche Moment waren politische und religiöse Beweggründe die leitenden Motive für Georg in seiner Gegnerschaft gegen die Reformation. Er sah in ihr eben das Verderben für Deutschland und für die Kirche und sprach das überall deutlich aus. Da war es zu verstehen, daß die Nachricht von einem Bündnis der Katholiken zur gewaltsamen Niederwerfung der Protestanten in Deutschland gläubige Hörer fand. Es war im Frühjahr 1528, als die bange Kunde durch die protestantischen Gaue Deutschlands eilte, die mächtigsten katholischen Fürsten, nämlich der König von Böhmen, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, die Herzöge von Sachsen und Bayern hätten im Mai 1527 in Breslau ein Bündnis geschlossen, um Luthers Lehre mit Gewalt zu unterdrücken und die protestantischen Fürsten von Land und Leuten zu verjagen, wenn sie nicht von jenem verderblichen Irrtum abließen. Landgraf Philipp, der von diesem Bündnis bei Gelegenheit eines Besuches bei seinem Schwiegervater, dem Herzog Georg, durch dessen Kanzleiverweser Otto von Pack erfuhr, reiste Hals über Kopf von Dresden nach Weimar, um den Kurfürsten Johann zu energischen Gegenmaßregeln zu bestimmen. Da ihm dies nicht gelang, beschloß er auf eigene Faust vorzugehen. Mit großem Eifer betrieb er umfassende Kriegsrüstungen. Das konnte natürlich nicht verborgen bleiben. Und hatte vorher, als die Nachricht von dem Bündnis der Katholiken verbreitet wurde, dies Anlaß zu vagen Befürchtungen bei den Evangelischen gegeben, so wurden nun die Rüstungen des Landgrafen die Ursache zu den ungeheuerlichsten Nachrichten über seine und der anderen Protestanten Absichten. König Ferdinand und Kurfürst Albrecht von Mainz glaubten, daß ihnen vor allen die Rüstungen Philipps gälten, und es gewährt einen komischen Eindruck, zu sehen, wie sie in Angst gerieten. Philipp hatte neben dem Aufgebot seiner Untertanen ein Heer von 14 000 Landsknechten und 4000 Reitern zusammengebracht. Er hatte weitgehende Pläne mit seinen Rüstungen verbunden. Wir sehen da wieder einmal, wie er, himmelweit entfernt von der kleinlichen und kläglichen Kirchturmspolitik anderer evangelischer Fürsten und Stände, den Blick ins Große und Weite zu richten vermochte und die politische Situation in Europa sich zu nutze machen wollte, um dem Protestantismus den Sieg zu erkämpfen. Alle evangelischen Reichsstände hoffte er mit fortzureißen und auch Polen und Dänemark, Zápolya von Siebenbürgen und Franz von Frankreich gegen den Kaiser auf die Beine zu bringen.

Die Lage für Karl war damals wieder höchst bedenklich. Sein Erfolg in Italien hatte begreiflicherweise bei den Mächten Europas neue Angst vor seiner Macht hervorgerufen und eine Annäherung von Frankreich und England bewirkt, die für den Kaiser von den verderblichsten Folgen sein konnte. Dem großen Politiker Englands, dem Kardinal Wolsey, ist hauptsächlich dieses Bündnis zu verdanken. Aber wieder wurde Karl unerwartet aus der gefährlichen Lage befreit: durch die gährende Unzufriedenheit im eigenen Lande, die von der mißlichen sozialen Lage herrührte, wurden die Engländer daran gehindert, in den noch währenden Krieg zwischen Karl und Franz tätig einzugreifen. Und in Italien wurden die bei Neapel schon siegreichen Truppen Frankreichs durch die Pest und den Abfall Genuas zur Rückkehr nach Frankreich gezwungen. Wieder hatte das fromme Erzhaus mehr Glück als Verdienst. Karl bekam im Auslande freie Hand und wollte nun auch in Deutschland energisch Hand anlegen, um die Ketzerei endgültig zu beseitigen. Und diesem Zwecke sollte der Reichstag dienen, den er für den Februar 1529 nach Speyer berief. Lic. Dr. Becker.

*) Vergl. Nr. 42.

Vom Büchertisch.

Alle Bücherbesprechungen, ob sie von uns erbeten sind oder nicht, auch diejenigen, die über den Rahmen des „Büchertisches“ hinaus selbständige Artikel geworden sind, bitten wir direkt an D. Fischer, Berlin NO 18, Weberstr. 56/57, einzusenden. D. Red.

Vermischte Aufsätze von Gustav Freytag. 2. Band, Leipzig bei S. Hirzel, 1903, XI u. 456.

Was die Anzeige dieses Buches im „Protestantenblatt“ rechtfertigt, ist, daß es drei Aufsätze von kirchlich-religiösem Interesse enthält und daß diese zu den bedeutendsten der ganzen Sammlung gehören. Der Artikel Nicolaus von der Flüe ist auch der ausführlichste (S. 3 bis 59) und durch seine kritische Behandlung des Gegenstandes — darüber man weder von Hase, noch von Baur, noch von Hagenbach etwas erfährt —, ein wertvoller Beitrag zur Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts.

Der von Clemens IX. im Jahre 1669 selig gesprochene Bruder Klaus im Kanton Unterwalden (wo, beiläufig bemerkt, jetzt noch Nachkommen von ihm leben) verdankt den Ruf der Heiligkeit weniger dem freiwillig erwählten Einsiedlerleben, als dem Glauben der Zeitgenossen, daß er dasselbe 20 Jahre lang ohne irdische Nahrung gefristet habe. Freytag weist nach, wie dieser Wahn entstand, und daß ihn der Einsiedler mehr geduldet als veranlaßt habe. Auf die Frage eines neugierigen Besuchers: „Bist du der, welcher sich rühmt, in so viel Jahren nichts gegessen zu haben?“ antwortete Klaus: „ich habe niemals gesagt und sage es wirklich nicht, in so viel Jahren nichts gegessen zu haben“. Bei anderer Gelegenheit wich er freilich derselben Frage aus mit dem nichtssagenden „Gott weiß“. — „Leider“, bemerkt Freytag, „ist unzweifelhaft, daß seine geistlichen Ratgeber es waren, welche das Gerücht von seiner Dauer ohne Speise in Umlauf brachten“, und schließt mit Recht: „uns erscheint solch systematischer kühner Betrug, durch einfache ländliche Seelsorger eingerichtet und durch 20 Jahre fortgeführt, als eine furchtbare Anklage, nicht gegen einzelne Individuen, sondern gegen die ganze unsittliche, gründlich verdorbene und für jeden, der ihr verfiel, verderbende Werkheiligkeit der mittelalterlichen Kirche. Bruder Klaus aber ließ, wie wir sehen, die Täuschung mit Bauernschlauheit geschehen; er fühlte sich offenbar entschuldigt, weil er in Wahrheit eine ungewöhnliche Entsagung übte und weil er selbst niemals die völlige Entsagung in Worten behauptete oder den Fragenden bejahte“.

Zu welchen schier unglaublichen Greueln die Herrschaft der Jesuiten in einer vormals polnischen Stadt geführt hat, erzählt Freytag in dem Artikel „Die Tragödie von Thorn im Jahre 1724“ (S. 59—79). Derselbe erschien zeitgemäß zuerst im Jahre 1872, als es die Reichstagsabgeordneten — und damals gelang es ja besser als heute — von der Gemeinschädlichkeit des intolerantesten Ordens der römischen Kirche zu überzeugen galt.

Den ganzen Freytag aber, den echt protestantischen, humanen Gelehrten und Dichter, finden wir in seiner „Pfingstbetrachtung“ vom Jahre 1893. Sie könnte in einer evangelischen Predigtsammlung stehen. Was ihn dazu veranlaßt hat, ist das Wiederaufleben des Judenhasses, indem er nachweist, wie diese Verirrung entstanden und wie schmachvoll sie ist. Aber als grundsätzlicher Optimist mag Freytag nicht an eine längere Dauer des Antisemitismus glauben. „Die Botschaft aus Judäa wird auch den Haß zwischen Konfessionen und Stammbäumen so überwinden, daß unsere Nachkommen desselben dereinst lächelnd (?) wie einer alten geschichtlichen Sage gedenken werden.“ (S. 315.) D.

**Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.**

Protestantenblatt

Beilage Nr. 45.

Bremen Berlin.

5. November 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Vom deutschen Pfarrertage in Posen. II. — Aus Ungarn. Der neue Volksschulgesetz-Entwurf. II. — Eine „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“. — Nachrichten. — Anzeigen.

Vom deutschen Pfarrertage in Posen.

II.

Ein weiterer wichtiger Gegenstand der Tagesordnung betraf die **Kreis- und Ortsschulinspektion der Geistlichen.** Nach einem sehr sorgfältigen und objektiven Referat des Pfr. Schrader-Hersfeld wurden drei Thesen angenommen. Die erste erklärte, daß das Wohl und Wehe der Kirche nicht abhängig sei von der Aufrechterhaltung der geistlichen Schulaufsicht, fordert aber, daß eine grundlegende Änderung nur durch ein Unterrichtsgesetz herbeigeführt werde, durch das das Aufsichtsrecht der Kirche über den Religionsunterricht festgelegt und das kirchliche Vermögen der Schulstellen sichergestellt wird. Die zweite spricht die Erwartung aus, daß bis dahin die Geistlichen die Orts- und Kreisschulinspektion auch ferner treu ausüben werden, empfiehlt eine bessere Vorbildung der Theologen für dies Amt und wünscht einheitliche Dienstanweisung. Die dritte These bedauert den Ton, in welchem in letzter Zeit auf Lehrerversammlungen und in der Lehrerpresse die geistliche Schulaufsicht angegriffen worden ist und erwartet hiergegen den Schutz der Schulaufsichtsbehörde. Interessant waren auch die durch Annahme der Schraderschen Thesen gegenstandslos gewordenen Thesen des Korreferenten P. Todt-Oberneisen: I a. Die Aufhebung jeglicher Ortsschulaufsicht ist eine von dem Lehrerstande in seinem Interesse und dem der Schule erstrebte Forderung der Zeit. b. Mit Anerkennung dieser Forderung fällt die geistliche Ortsschulaufsicht. II a. Das Verlangen nach fachgemäßer Oberaufsicht ist eine gesunde Forderung der Pädagogik. b. Ihre Verwirklichung führt zur Aufhebung der durch Geistliche geübten Kreisschulinspektion. III a. Unsere Kirche kann innerlich nur gewinnen durch die Befreiung ihrer Geistlichen vom technischen Schulbetrieb. b. Den evangelischen Pfarrern aber stehen dankenswertere und segensreichere Gebiete offen, unbeschadet ihrer ferneren Arbeit an, mit und für die Schule. Zwei Anträge befürworteten Zustimmung zu dem **nationalliberal-konservativen Schulkompromiß.** Der Vorstand wurde beauftragt, in diesem Sinne beim Kultusminister und dem preußischen Landtag vorstellig zu werden. — Dies die wichtigsten Beratungsgegenstände. Durch den Rücktritt des bisherigen Vorsitzenden, Sup. a. D. Sternberg, machte sich eine Neuwahl nötig. Sie fiel auf den stellvertretenden Vorsitzenden Dekan a. D. Deipmann-Cubach, Stellvertreter wurde P. Floß-Vorland (Pommern). Sternberg wurde zum Ehrenvorsitzenden ernannt. — Der Hauptvortrag des eigentlichen Pfarrertags behandelte das Thema: **Wie bewahren wir uns die rechte Innerlichkeit?** Vorher begrüßte **Konsistorialpräsident Balan** den Pfarrertag in einer bemerkenswerten Ansprache. Wir greifen nur einige Sätze heraus: „Der Zusammenschluß der Diener am Worte eines großen Volkes ist, soweit ich sehen kann, in der Geschichte der Kirche ohne Vorgang. Es ist daher nicht wunderbar, daß man auf ihn nicht ohne einige Besorgnis und manche nicht schlechthin abzuweisende Bedenken geblickt hat . . . Dem gegenüber freue ich mich, **hier** aussprechen zu dürfen, daß das Posener Konsistorium mit dem Posener Pfarrervereine in dem Verhältnisse gegenseitigen vollkommenen Vertrauens steht. Ich bin überzeugt, daß ein solches Verhältnis überall da bestehen kann und wird, wo man auf Seiten der Kirchenleitung sich dessen bewußt bleibt, daß evangelisches Kirchenregiment nur ein **Dienst** im Sinne von 1. Petri 5 an Geistlichen und Gemeinden sein darf, und wo auf der anderen Seite der Stand, von dem man . . . mit Recht immer einen vorbildlichen Wandel erwartet hat, seine berechtigten Wünsche mit Würde und Besonnenheit vertritt.“ —

In der Sitzung des Gesamtvorstandes nahm die Erörterung der Frage einen breiten Raum ein, ob zum Falle Mirbach Stellung genommen werden solle, und in welchem Sinne. Zweifellos lag es nahe, daß der Pfarrervereins-Verband zu dieser Angelegenheit das Wort nahm und ganz besonders nahe lag es den preußischen Vereinen. Man war sich auch im Gesamtvorstande darüber einig, daß — falls man sich dazu entschlösse — dies weder nach dem Vorbild der blinden Verteidiger des Oberhofmeisters geschehen dürfe, die nur Worte kritikloser Anerkennung für seine Wirksamkeit gefunden hatten, noch in der Art und Weise einer gewissen Presse, die, sonst nicht wählerisch in ihren Mitteln, in diesem Falle die Pose eines unerbittlich strengen Sittenwächters angenommen und über den Angeklagten erbarmungslos und ohne Zuerkennung irgend welcher mildernder Umstände das schärfste Verdammungsurteil gesprochen hatte. Sondern man konnte sich nur in dem Sinne äußern, daß man das System Mirbach scharf verurteilte, die Integrität der Person aber und die Reinheit ihrer Motive gebührend anerkannte. Vermutlich hätte man sich auf eine Resolution in diesem Sinne geeinigt, wenn Herr v. M. noch in Amt und Würden gewesen wäre. Nach der Desavouierung, die er durch die bekannte kaiserliche Entscheidung erfahren hatte, schien es aber manchen nicht gerade ritterlich, dem tötlich verwundeten Löwen noch einen Fußtritt zu geben. Dazu kam, daß Herrn v. Mirbachs evangelisch-kirchliche Tätigkeit doch vielen nicht klar und durchsichtig genug war, als daß sie ihm ein öffentliches Zeugnis darüber hätten geben mögen. So entschloß man sich — manche zweifellos nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb — von einer Behandlung der Angelegenheit in öffentlicher Versammlung Abstand zu nehmen.

Erwähnt sei noch, daß die beiden vom Verbande deutscher Pfarrervereine herausgegebenen Blätter „**Der Pfarrerverein**“ und das Anzeigenblatt „**Deutsches Pfarrerblatt**“ prosperieren. Der Überschuß des ersteren soll zur Erweiterung des Blattes verwendet werden, vom Reingewinn des letzteren werden 6000 ℳ. an die Einzelvereine zu Wohltätigkeitszwecken verteilt. — Schreiber dieses bekennt offen, seinerzeit dem Anschluß seines Pfarrervereins an den Verband nicht ohne Bedenken gegenüber gestanden zu haben. Er freut sich aber, sagen zu können, daß sich seine Besorgnisse im wesentlichen als unbegründet herausgestellt haben. Der Verband hat, wie der Fest-

prediger von Posen betonte, es wirklich fertig gebracht, bei aller Verschiedenheit der Geister, die er umfaßt, die Einigkeit im Geiste in erfreulicher Weise zu pflegen. Vielleicht darf man in dieser Tatsache eine Verheißung dafür erblicken, daß wir einer Zeit entgegen gehen, in der zwar nicht alle Differenzen verschwinden, — das wäre eine utopische Hoffnung — in der aber doch der Wahlspruch des Pfarrervereinsverbandes: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas" in der evangelischen Kirche mehr als bisher beherzigt wird.

Aus Ungarn.

Der neue Volksschulgesetz-Entwurf.

II.

Große Aufregung hat der Gesetzentwurf auch unter den Siebenbürger Sachsen hervorgerufen, die ebenfalls durch seine Bestimmungen ihre deutschen Schulen bedroht sehen. Darum hat das evangelisch-sächsische Landeskonsistorium A. B. in Hermannstadt in seiner Sitzung vom 27. August l. J. eine „Denkschrift" beschlossen, die der Regierung am 7. September l. J. vom Landeskirchenkurator Dr. Carl Wolff persönlich überreicht wurde. Die „Denkschrift" weist in knappen, aber treffenden Ausführungen in schlagender Weise die schädigende Wirkung nach, die ein solches Gesetz ausüben würde. Wir teilen im folgenden den Schluß dieses Memorandums mit, das im Jahrgang VIII. Nr. 21 der „Kirchlichen Blätter" aus Siebenbürgen vollinhaltlich abgedruckt ist. Es heißt dort:

„Wir wollen in der Kritik nicht weiter fortfahren. Wir wollen nur noch der Behauptung, daß die Autonomie der Kirchen durch diesen Gesetzentwurf unangetastet bleibe, den Nachweis gegenüberstellen, daß zur Autonomie unserer Landeskirche auch die Verfügung über die Schulen gehört und daß der Entwurf sie verletze."

„Die Autonomie unserer Landeskirche ist durch § 14 des 43. Gesetzartikels vom Jahre 1868, des sogenannten Unionsgesetzes, das einen Vertrag zwischen Ungarn und Siebenbürgen vertritt, gewährleistet: „Alle jene Gesetze Siebenbürgens, die die Religionsausübungs- und Selbstregierungsfreiheit der gesetzlich inartikulierten Religionsgenossenschaften, Kirchen und Kirchenbehörden, so auch deren Gleichberechtigung, gegenseitige Verhältnisse und bezüglich deren Wirkungskreis gewährleisten, werden nicht nur unberührt erhalten, sondern gleichzeitig auf die griech.- und armenisch-kath., sowie auf die griech.-orient. Kirche ausgedehnt." Diese Gewährleistung steht, wie schon oben angedeutet worden, unter dem unverbrüchlichen Schutz des im 2. Gesetzartikel v. J. 1867 enthaltenen Inauguraldiploms und des Krönungseides allerhöchst Sr. Majestät. Zu jenen „Gesetzen Siebenbürgens" aber, die hier aufrecht erhalten werden und demnach auch im Augenblick rechtskräftig sind, gehört u. a. der 55. Gesetzartikel von 1790/91, der nach einer Zeit schwerster Eingriffe in die Innerangelegenheiten der Kirche und Schule grundsätzlich die Errichtung von Schulen den Kirchen zusicherte und selbstverständlich deren innere Einrichtung, wie überhaupt jene Gesetzgebung, die das damalige Staatskirchenrecht kodifizierte, als unerschütterte Grundlage des Rechtsstandes das Leopoldinische Diplom von 1691 aufstellte, das den Grundsatz aussprach: daß in Bezug auf die vier rezipierten Konfessionen und deren Schulen der alte Rechtsstand aufrecht erhalten werde, der im dritten Artikel dahin präzisiert wird, daß die „Approbaten und Kompilaten" in unverletzter Kraft verbleiben."

„In ihnen aber ist das vollste Maß der Eigengesetzgebung und Selbstregierung den rezipierten Landeskirchen gewährleistet, darunter auch unserer evang. Kirche. Und diese Autonomie umfaßt auch die vollständige, von jeher bestehende Autonomie des Schulwesens, so daß sowohl die Errichtung, wie die Einrichtung der Schulen, die Bestimmung der Lehrgegenstände, die Aufstellung der von den Lehrern zu fordernden Qualifikation von jeher eine innere Angelegenheit der Kirche gebildet hat."

„Wir erkennen durchaus an, daß der Staat ein Recht hat, die Ausübung der Autonomie zu überwachen, daß sie nicht Bestrebungen und Handlungen dulde, die dem Staat gefährlich sein könnten. Aber was hier in dem Entwurf geplant wird, das ist ein fortwährendes direktes Eingreifen und Verfügen durch die Staatsorgane: bald verfügt der Schulinspektor, bald der Minister, bald der Verwaltungsausschuß, in bunter Verwirrung durcheinander. Die konfessionelle Schulerhalterin wird beiseite geschoben, wie wir nachgewiesen haben, unter anderem durch die Bestimmung, daß der Minister, wenn der Erfolg des magyarischen Unterrichtes ungenügend ist, den Lehrer absetzen kann (!) und einen neuen Lehrer ernennt, wodurch der konfessionellen Gemeinde, die sich nichts hat zu schulden kommen lassen, das Recht, an ihre Schule in die erledigte Stelle einen neuen Lehrer zu rufen, genommen und ihr nur das Recht ihn zu besolden belassen wird usw., — also aufs neue ein Eingriff in die Autonomie, der in einem Rechtsstaat unerhört ist!"

„Ein solches gewaltsames Zerbrechen der kirchlichen Autonomie in Ungarn wäre — abgesehen von der rechtlichen Unzulässigkeit — eine Sünde auch gegen den Staat. Wer die Geschichte Ungarns kennt, weiß der Beispiele viele, wo unser Vaterland durch die Autonomie, die Stärke der Konfessionen, verteidigt und zuletzt gerettet worden ist. Es ist aber gerade in der Gegenwart auch unserem Vaterland keine Sicherheit gegeben, daß es nicht einmal gegen eine Regierung kämpfen müßte, die wie vor 150 und 200 Jahren den ev. Glauben ausrotten wollte. Wenn dann die Kirche in ihrem innersten Lebensmark, in ihrer Autonomie, gebrochen wäre, so wäre die Freiheit des Vaterlandes, die jene einst gerettet, untergraben."

„Der vorliegende Gesetzentwurf ist unter dem Namen eines Schulgesetzes ein Ausnahme- und Polizeigesetz, das sich gegen die nichtmagyarischen Lehrer und die nichtmagyarischen Konfessionen richtet, die letzteren unter den Verdacht der Staatsfeindlichkeit, die Lehrer unter Polizeiaufsicht stellend."

„Für unsere Schulen wäre das Ergebnis — wenn der Entwurf Gesetz würde — das unaufhaltsame Sinken unserer Volksbildung. Immer mehr würden selbstbewußte Männer die Flucht vor dem unsicheren Lehrerberufe ergreifen, und die vorhandenen Lehrer würden sich abmühen, das Unmögliche zu leisten; viel Zeit würde auf den magyarischen Unterricht verwendet, viel würde wieder vergessen. Am Schluß der Schule stünde das Bauernkind da, ärmer und ungebildeter als jetzt; magyarisch kann es nicht, anderes hat es auch nicht gelernt, und im immer schwieriger werdenden Kampf in des Tages Not ist es bereit, sich den unruhigen Elementen anzuschließen, die durch keine höhere Bildung gehalten und gehoben in unserem leider so zerwühlten und von Parteien zerrissenen Vaterland bereit sind, die Grundlagen seines Bestandes zu zerstören, aber nicht aufzubauen, wenn sie nicht Zuflucht suchen in — Amerika."

„Wir sind uns dessen bewußt, daß wir stets in Treuen dem König und dem Vaterland gedient haben; — umso mehr müssen wir, angesichts der rücksichtslosen Härte des Gesetzentwurfes, der Unmöglichkeit seines Zieles, der pädagogischen Verirrungen desselben, der Kränkung des Rechtes, darauf hinweisen, daß solche gesetzgeberische Schöpfungen weder eine Garantie für die Befriedigung der Völker noch für die Hebung der Kultur, nicht einmal für die eigene Dauer in sich tragen, und darum müssen wir gegen den Referenten-Entwurf feierlich Verwahrung einlegen."

Ob man solch warnenden, vom wahren Patriotismus eingegebenen Worten im ungarischen Ministerium Gehör schenken und sie berücksichtigen wird? — Wir glauben es kaum.

Als vor etlichen Monaten die Obstruktion im ungarischen Abgeordnetenhause das Ansehen des Landes völlig zu vernichten drohte, wurden Stimmen laut, die die Meinung aussprachen, nur um den Preis von Kompensationen auf dem Gebiete der Nationlitätenpolitik könne der parlamentarische Frieden geschlossen werden. Bald nachher lenkten die Obstruktionsparteien wirklich ein; der Preis, den die Regierung dafür zahlt, scheint neben anderen Konzessionen der neue Volksschulgesetzentwurf zu sein. Da nun aber die Nationalitäten nur sehr wenige Vertreter im Reichstage haben, so wird der Kampf gegen den Gesetzentwurf kaum auf Erfolg rechnen können. Der Chauvinismus ist in Ungarn zu stark geworden, als daß er in der nächsten Zeit eingedämmt werden könnte. Die magyarischen Politiker, die in den Jahren von 1860—68 immer so laut darauf pochten, sie wollten, wenn sie einmal zur Herrschaft gelangt seien, eine Freiheit in Ungarn schalten und walten lassen, die nirgends unter der Sonne ihres gleichen finden werde, diese magyarischen Politiker sind in Ungarn schon fast ganz ausgestorben, und das treibende Element sind gegenwärtig die Schreier und Skandalmacher, die alles, was nicht magyarisch ist, mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten. Sie werden wohl auch Berzeviczys Volksschulgesetzentwurf, der ihnen ja sogar viel zu zahm ist in seinen Forderungen, zum wirklichen Gesetz machen. Wir aber fürchten sehr, daß solche Magyarisierungsmaßregeln das Gegenteil von dem erreichen werden, was sie erreichen wollen. Die nichtmagyarischen Nationalitäten werden sich dadurch vom führenden Volksstamme nur noch mehr entfremden, als das gegenwärtig schon der Fall ist, und es wird kein friedliches Zusammenleben mehr möglich sein. Die Magyaren hätten aber wirklich alle Ursache, ihre nichtmagyarischen Mitbürger, wie Tisza schrieb, „mit Liebe an sich zu fesseln", denn diese machen doch noch immer, trotz aller Magyarisierungs-

versuche, mehr als die Hälfte der Bevölkerung Ungarns aus. Wie leicht könnten die Magyaren da die Wahrheit des Wortes erfahren: „Wer Wind säet, wird Sturm ernten."

Der neue Volksschulgesetzentwurf wird dem ungarischen Abgeordnetenhause noch im Laufe dieses Herbstes vorgelegt werden. Mit ihm kommt eine Gesetzesnovelle zur Verhandlung, die auch die Aufmerksamkeit des Auslandes in weitestem Maße auf sich lenken muß, denn einzelne, gegen die nichtmagyarischen Bürger Ungarns gerichtete Bestimmungen darin erinnern „in ihrer Engherzigkeit, Härte und willkürlichen Dehnbarkeit, wie es in der obengenannten „Denkschrift" heißt, „an die schlimmsten Zeiten der Reaktion, die sich an die Namen Metternich und Bach knüpfen".—

Traurig ist es, daß bei einem solchen Gesetzentwurf auch die beiden protestantischen Kirchen Ungarns (evang. A. B. und H. B.) kräftig mithelfen, trotzdem ja auch ihre Schulautonomie dadurch mitbetroffen wird. Sie sind aber zu diesem Opfer bereit, weil sie für die Magyarisierung gern auch ihr wertvollstes Gut dahingeben möchten. Viel klüger sind da die Bischöfe der römisch-katholischen Kirche. Sie meinen, bei der Magyarisierung der Volksschulen könne man nicht radikal genug sein, doch alle diesbezüglichen Maßregeln müßten so getroffen werden, daß die katholische Schulautonomie nicht im geringsten dadurch berührt werde.

All das geschieht im Lande Ungarn, das von den auswärtigen Zeitungen noch so oft als das Eldorado des Liberalismus gepriesen wird. —gn—.

Eine „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt",

eines Gemeindeblattes wie das „Protestantenblatt", ist in Eisenach am 28. September gegründet worden. Den Vorstand bilden der Herausgeber der „Christlichen Welt" D. Martin Rade, Landgerichtsrat Weizsäcker und der Herausgeber der „Chronik der Christlichen Welt" Lic. Schiele, sämtlich in Marburg i. H. Die Vereinigung hat nach der „Chronik" 42 Richtlinien für gemeinsames Handeln und Anhaltspunkte für die Werbung von Mitgliedern angenommen, die ausgesprochenermaßen kein Parteiprogramm sein sollen.

A. 1. Wir vertreten die unbedingte Freiheit der theologischen Wissenschaft und das Recht der öffentlichen Aussprache ihrer Ergebnisse als unumgängliche Bedingung für die gesunde Entwicklung evangelischer Frömmigkeit in unserem Volke.

2. Wir fordern Freiheit der Überzeugungsbildung für die künftigen evangelischen Geistlichen und Lehrer und Schutz der im Amte stehenden gegen engherzige Fassung und Handhabung der Lehrordnung sowie gegen willkürliche Zensur der Betätigung staatsbürgerlicher Rechte als Grundlage des unentbehrlichen Vertrauens der Gemeinden zu ihrer Wirksamkeit.

3. Wir bekämpfen bei voller Anerkennung der Notwendigkeit äußerer kirchlicher Ordnung die Sucht, das kirchliche Gemeindeleben, insbesondere seine gottesdienstliche Betätigung, nach starren Regeln zu uniformieren, da die Mannigfaltigkeit der Formen eine reichere Entfaltung des Lebens nur fördern kann.

4. Wir betrachten als eine dringende Aufgabe die ehrliche Befriedigung des in weiten Kreisen erwachten Bedürfnisses nach Klärung und Vertiefung der religiösen Erkenntnis, weil nur dadurch die Abwendung großer Massen vom evangelischen Christentum verhütet werden kann.

B. Die Generalversammlung legt den Mitgliedern der Vereinigung ans Herz:

1. für die Veranstaltung von Vorträgen und Vortragsreihen über religiöse und kirchliche Themata und Diskussionen zur Gewinnung der Laien aller Stände für das Evangelium eifrig tätig zu sein und dies als eine Hauptaufgabe der bestehenden lokalen Vereinigungen zu pflegen;

2. bei der Sammlung eines Hülfsfonds für außerordentliche Notfälle zu helfen;

3. in ihrer synodalen Tätigkeit unbeschadet der Zugehörigkeit des Einzelnen zu verschiedenen landeskirchlichen Gruppen und Parteien vor allem auf folgende Reformen hinzuwirken:

a) Revision der Ordinationsgelübde und Bekenntnisverpflichtungen;
b) Beschränkung der Lehrzucht auf Fälle notorischen Ärgernisses;
c) Übertragung der Disziplin über die Geistlichen auf einen unabhängigen und sachverständigen Gerichtshof;
d) größere liturgische Bewegungsfreiheit;
e) Schutz der Gemeinden, der Geistlichen und Lehrer gegen willkürliche Ausdehnung der Machtbefugnisse kirchlicher Behörden und Synoden;
f) Abwehr der Vergewaltigung der Minoritäten.

Zur Sache einige Worte das nächste Mal.

Nachrichten.

Allgemeines.

Großherzogtum Hessen. In Sachen der Krankenpflege auf dem Lande ist die Dekanatssynode Lauterbach von theoretischer Anerkennung der Notwendigkeit zur Begründung einer ersten Station in Herbstein fortgeschritten. Die Leitung und die Kostenfrage liegt in den Händen eines Dekanatsausschusses.

Protestantisches.

Bremen. Dr. Eisenkolb ist, wie er dem Vorstand des hiesigen Ev. Bundes telegraphisch mitteilt, erkrankt. Sein für den 7. November im Casino angekündigter Vortrag kann deshalb leider nicht stattfinden.

Vom Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein, der am 1. und 2. November in Mannheim getagt hat, kommen erfreuliche Nachrichten aus China. Dort helfen die Chinesen nun selbst die Unternehmungen des Vereins durch Gaben fördern: Chinesen haben sich erboten, zu einer Erweiterung der Schule das Geld aufzubringen, 4000 Mark sind dem Missionar Pfarrer Wilhelm übergeben worden, für das Hospital in Kaumi, dessen Hauptgebäude eine chinesische Frau schenkte, hat der Mandarin von Kiautschou 1000 Mark gestiftet. — Im neuen Handelsvertrag, den Nordamerika mit China abgeschlossen hat, befaßt sich Artikel XIV mit dem Missionswesen und lautet nach dem „Missionsblatt" des Vereins, Nr. 9, Evangelischer Verlag, Heidelberg:

„Die Prinzipen der christlichen Religion, wie sie von der evangelischen und katholischen Kirche vertreten werden, bestehen anerkanntermaßen darin, die Menschen zum Gutestun zu ermahnen und andern das zu tun, was sie wollen, daß andere ihnen tun. Wer im Frieden diese Lehren bekennt und lehrt, soll nicht seines Glaubens wegen belästigt oder verfolgt werden. Daher soll niemand, weder amerikanische Staatsangehörige noch chinesische Christen, welcher entsprechend diesen Abmachungen im Frieden die Prinzipien des Christentums lehrt und ausübt, in irgend welcher Weise behindert oder gestört werden. Es steht jedem Chinesen vollkommen frei, sich den christlichen Kirchen anzuschließen. Christen und Nichtchristen sollen gleicherweise als chinesische Untertanen betrachtet und daher in gleicher Weise den chinesischen Gesetzen unterworfen sein. Sie sollen den chinesischen Beamten den gebührenden Respekt erweisen und in Frieden und Freundschaft mit einander leben. Die Tatsache, daß einer Christ ist, soll ihm keinen Schutz gewähren vor den Folgen irgend eines Verbrechens, das er begangen hat vor seinem Anschluß an die Kirche oder nach demselben begeht. Ebensowenig soll er dadurch der Bezahlung der von chinesischen Untertanen gesetzmäßigerweise erhobenen Steuern enthoben sein, abgesehen von solchen Steuern und Beiträgen, die zur Erhaltung religiöser Einrichtungen und Übungen, welche der christlichen Religion ent-

gegen sind, verwandt werden. Missionare sollen in die Ausübung der Jurisdiktion chinesischer Beamter über chinesische Untertanen nicht eingreifen. Ebensowenig sollen die chinesischen Beamten irgend welchen Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen machen, sondern das Gesetz unparteiisch handhaben, so daß beide Teile miteinander in Frieden leben können.

Missionsgesellschaften der Vereinigten Staaten sollen das Recht haben, Gebäude und Grundstücke in allen Teilen des Reiches zu Missionszwecken zu mieten, oder als dauerndes Eigentum zu pachten (Kaufverträge gibt es nach chinesischem Recht nicht, vgl. die „Pachtung" Tsingtaus), und nachdem die Landurkunden geprüft und gestempelt sind, solche Gebäude darauf zu errichten, wie sie zur Ausübung ihres guten Werkes erforderlich sind."

Durch die Meistbegünstigungsklausel gehen alle diese Rechte auch auf die übrigen Nationen, also auch auf die deutsche Mission, über.

Römisches.

Ideal und Wirklichkeit im Leben römischer Priester kommt zu Tage in der Verteidigung des altkatholischen Pfarrers von Säckingen gegen die katholischen Pfarrer des Ortes, die ihm vorwarfen, er sei ein eidbrüchiger Priester: „Es ist nicht wahr, daß ich den Priestereid gebrochen. Ich bin heute noch das, was ich vor fünf Jahren wurde. In den von Ihnen erwähnten geistlichen Übungen, die wir miteinander machten, da ist uns, so glaube ich, das Vorbild, das Idealbild des katholischen Priesters vor Augen geführt worden, des Priesters, der still zurückgezogen Jesu Lehren und Taten studiert, der Christi Evangelium predigt, der fern vom Getriebe der Parteistreitigkeiten, fern vom Gehetze der Wahlen, fern von all den Nörgeleien der Preßorgane, um Höheres nur sich zu kümmern hat. Mit dieser Vorstellung des katholischen Priesters bin ich hinausgegangen. Draußen sollte ich — es war an meinem zweiten Posten — auf der Kanzel losziehen gegen Liberale und Sozialdemokraten, nun sollte ich im Beichtstuhl eifern gegen die nichtultramontane Presse, nun sollte ich sogar bei Gemeindewahlen den Wahlkaplan spielen, nun sollte ich der Polizei ins Handwerk pfuschen — das alles, so sagte ich mir, ist einfach nicht die Aufgabe des katholischen Priesters. Man sah mich bald schief an, und ich stand bald im liberalen Lichte. Daß mir dieses Los, als „liberal" auch fernerhin angesehen und behandelt zu werden, beschieden sei, wußte ich. Entweder mußte ich nun mitmachen und heucheln — das meinte ich mit römischem Heuchler — daß Sie und andere heucheln, das habe ich nicht gesagt — oder ich mußte tun, was ich getan: dorthin gehen, wo ich wußte, von der unpriesterlichen Aufgabe verschont zu sein, als katholischer Priester und nicht als Wahl- und Preßkaplan leben zu können, ich ging zum Altkatholizismus. Nicht Menschendiener und -priester zu sein, habe ich geschworen, sondern Christi; Christi Diener und Priester bin ich noch, also habe ich meinen Schwur nicht gebrochen . . ." — Aber haben nicht auch jene katholischen Priester recht, die den Gehorsam fordern ohne Murren gegen eine unfehlbare Hierarchie? Ist's hier nicht das System, daß den einzelnen mit seinem Gewissen erdrückt?

Bekanntmachung.

An der unter unserem Patronat stehenden St. Gotthardt-Kirche hierselbst ist die Stelle des Diakonus (dritten Geistlichen) durch Versetzung des bisherigen Inhabers frei.

Die Stelle gehört zu Klasse I des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf bis zum 15. November d. Js. bei uns einreichen.

Brandenburg (Havel),
den 21. Oktober 1904.

Der Magistrat.

Letzte Neuheit! ges. gesch.

Kaiser Friedrich-Schere

Das schönste Geschenk für Damen.

Auf der Vorderseite 2 Rahmen in Spiegelpolitur zum eingraviren von 2 beliebigen Buchstaben.
Auf der Rückseite das Bildnis Kaiser Friedrichs und die Worte: „Lerne leiden ohne zu klagen".

Diese wunderschöne Damenscheere, feinster Stahl, vernickelt u. vergoldet, mit grossartigem Schnitt, Preis ℳ 1.50 mit 2 beliebigen Buchstaben versende ich zur Probe an jeden Leser bei Einsendung dieser Annonce umsonst ohne an eine Nachbestellung gebunden zu sein. Nur die entstehenden Porti und sonstigen Unkosten sind mit 90 ₰ einzusenden. Gültig nur für 8 Tage und solange Vorrat reicht.

(Es wird nur eine Probeschere abgegeben, an jeden welcher einen Versuch mit meiner Waare noch nicht gemacht hat. Mehrere Personen, welche in einem Hause wohnen erhalten nur 1 Schere.) — Grosser illustr. Katalog 1904 mit ca. 2500 Abbildungen über Solinger Stahlwaren, Haushaltungsgegenständen, Uhrketten, Broschen, Ringe, Portemonnaies, Pfeifen etc. erhält jedermann umsonst und portofrei.

Nur die Reellität meines Geschäftes und die Ueberzeugung, dass Jeder, welcher einen Versuch mit meinen Waren macht, mein Kunde wird, ohne Zwang, haben mich bewogen, den Abonnenten dieser Zeitung in vorstehender Weise entgegenzukommen. Danksagungen u. Anerkennungen über meine Fabrikate laufen täglich ein.

Friedrich Wilhelm Engels, Stahlwarenfabrik, Nümmen-Gräfrath bei Solingen No. 816

Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.

Kleine Abendmahlskelche

in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung:

versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.

Berliner Metallwarenfabrik

H. A. Jürst & Co. A.-G.

Adlershof-Berlin.

Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

Wollsachen

werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Harmoniums Flügel, Pianos.

Der „Harmonium-Pastor" hält trotz aller Angriffe und Drohungen der interessierten Presse seine kleinen Preise für beste Fabrikate ruhig fest. Illustrierte Kataloge gratis.
10 Jahre Garantie.

Nordisches Musikhaus
in Flensburg (Schleswig-Holstein).
Inh. S. C. Simonsen, Pastor a. D.

Husten.

Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen. Nie versagendes Mittel. Unzähl. geholf. Glänzende Anerkennungen. 1 ℳ. Bei 3 Sch. franko Zusendg. Apotheke z. Oberthor Nr. 54, Mülhausen i/Els.
Kerm. Ext. Seneg. aa 0,02, Terpin 0,04, Sacch. Vanill. ad 1,0.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Firma Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin, betreffend: **Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft von Hermann Kutter,** empfehlen wir der besonderen Beachtung unserer Leser.

Der deutsche Protestantenverein
Von D. Hönig.
Preis 30 ₰.
Bremen. Carl Schünemann.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.